
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 205 — Bromberg, den 8. September — 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(9. Fortsetzung. — (Nachdruck verboten.)

10.

Tief verbittert über Dianes schroffe Weigerung, die gute Gelegenheit zur Flucht auszunützen, hatte Oliver die Touzardsche Villa verlassen und den Weg zur inneren Stadt eingeschlagen. Doch die mörderische Hitze ließ ihn bald wieder umkehren. Jetzt erst fiel ihm auf, daß der Villenvorort heute wie ausgestorben war. An vielen Häusern waren alle Fensterläden geschlossen. Die Vorgärten, sonst erfüllt vom Geschrei und Gelächter spielender Kinder, lagen still und verödet —

Um elf Uhr kam Mister Sprink, wie gewöhnlich, zum Lunch nach Hause. Er erzählte mißlaunig, daß er sein Geschäft vorläufig geschlossen habe, weil das Caco-Gesindel die ganze Stadt unsicher mache.

„Also ist Sam nach wie vor Herr der Situation?“ fragte Oliver.

Sprink zuckte die Achseln. „Das kann man nicht sagen. Seine Cacos sind durchaus nicht zuverlässig. — Andererseits wüßte ich nicht, wer hier einen Aufstand gegen Sam leiten sollte. Annähernd zweihundert prominente Leute hat er ins Gefängnis gesteckt; ebenso viele haben sich in die verschiedenen ausländischen Gesandtschaften geflüchtet; und die paar Feinde von Sam, die vielleicht noch frei umherlaufen, sind zahlenmäßig zu schwach, um etwas unternehmen zu können.“

„Aber die große Masse des Volkes könnte doch...“

„Ach was! Das Volk ist viel zu feige und träge. Außerdem ist es ihm ganz schnuppe, ob es von Sam oder von Bobo ausgesogen wird.“

„Dann werden die Geiseln wohl noch lange in Haft bleiben?“ fragte Oliver lauernd.

„Voraussichtlich ja.“ — — —

Am Nachmittag ging Oliver zur Stadt hinunter. Er fand das Straßenbild sehr verändert. Alle Banken und Geschäftshäuser waren geschlossen. Nirgends war ein besser gekleideter Mensch zu sehen. Der große Markt war verödet. Handel und Wandel stockten fast völlig. Nur ein paar kleine Kaufläden und die gewöhnlichen Kneipen waren noch im Betrieb. Gruppen angetrunkener Cacos durchzogen in Gesellschaft von Hafendirnen die Straßen. Mit ihren verwilderten Gesichtern, ihrer zerfetzten Kleidung und ihrem fortwährenden Fuchteln mit Messern und Revolvern machten sie einen bedrohlichen Eindruck. Anfangs drückte sich Oliver, wenn so eine Bande kam, zur Seite. Aber als er merkte, daß sich die Kerle gar nicht um ihn kümmerten, wurde er allmählich dreister. Und schließlich machte er die Beobachtung, daß die Cacos ihm sogar höflich auswichen.

Als die Dunkelheit herabsank, wagte er es sogar, sich dem Brennpunkt des ganzen Betriebes, dem großen Lager der Cacos vor dem Präsidentenpalais, zu nähern. Der Anblick dieses um die lodernden Lagerfeuer hockenden schwarzen Raubgesindels war so malerisch und abenteuerlich, daß sich Oliver gar nicht davon losreißen konnte. Seine Neugier trieb ihn dazu, immer dichter heranzugehen, und schließlich unternahm er es, mitten durch das Lager hindurch zu spazieren. Ungehindert kam er bis zur ersten Postenkette der Palastwache, die aus regulären haitianischen Soldaten bestand. Auch hier ließ man ihn zu seiner Verwunderung ohne weiteres passieren. Erst an der zweiten Postenkette wurde er angehalten und gefragt, was er hier wolle.

Ohne eine Antwort zu geben, machte Oliver kehrt, um den Rückzug anzutreten. Da hörte er, wie von irgendwoher ein lauter Befehl gerufen wurde, und sofort hielten ihn zwei der Soldaten fest. Gleich darauf kam der Mann auf ihn zu, der den Befehl gegeben: Pierre Escandon. — Er war gerade auf einer Runde zur Kontrolle der Wachen begriffen.

Erst als der General vor Oliver stand, erkannte er seinen verhaßten Nebenbuhler. „Was wollen Sie hier?“ herrschte er Oliver an, während sich sein Gesicht verfinsterte.

„Gar nichts. Ich bin ein wenig spazieren gegangen.“

„So? Können Sie nicht lesen? Überall ist angeschlagen, daß es streng verboten ist, sich dem Palais des Präsidenten unbefugt zu nähern!“

„Ich habe nichts davon gesehen.“

„Dann sperren Sie Ihre Augen besser auf! — Wie sind Sie überhaupt durch die erste Postenkette gekommen?“

„Man hat mich nicht angehalten.“

„Zeigen Sie mir die Stelle, wo man Sie durchgelassen hat!“

Oliver wies in die betreffende Richtung. Escandon schickte einen Korporal hin, um die beiden Soldaten festzustellen und herbeizuholen, zwischen denen Oliver hindurchgegangen war. — Eine Minute später standen sie mit verängstigten Gesichtern vor dem General.

„Weshalb habt ihr diesen Herrn nicht angehalten?“

„Wir dachten, er wäre von einer Gesandtschaft!“ antwortete der eine Soldat.

„Kennt ihr nicht eure Instruktion? — daß ihr den nächsten Offizier zu holen habt, wenn jemand die Postenkette passieren will?“ Und noch ehe den Soldaten eine brauchbare Entschuldigung einfiel, schlug ihnen der General seine riesige Faust mit voller Wucht in die Gesichter.

Dem ersten sprang gleich das Blut aus Mund und Nase; er taumelte, hielt sich aber aufrecht. Der zweite kippte um wie ein gefällter Baum.

Escandon wandte sich wieder an Oliver: „Sie sind verhaftet, weil Sie die strengste Bestimmung des Belagerungszustandes übertreten haben. Sie werden jetzt ins Gefängnis transportiert werden.“

„Ich werde mich bei meiner Gesandtschaft beschweren!“ protestierte Oliver.

„Das wird Ihnen wenig nützen; hier gelten die Gesetze Haitis und nicht die der Vereinigten Staaten.“

Escandon winkte dem Korporal zur Seite und sagte flüsternd: „Ich will, daß der Mann unterwegs erschossen wird; aber auf ein paar Meter Entfernung und von hinten. Du kommst nachher und meldest, daß er versucht hätte, euch auszureißen. Ich werde dich gut belohnen, wenn du's richtig machst.“

Dann wurde Oliver von dem Korporal und eines Soldaten abgeführt.

Eine Weile schritt er schweigend zwischen den beiden hin. Dann sagte er: „Ich will euch einen Vorschlag machen. Ihr laßt mich laufen, und ich zahle jedem von euch fünfzig amerikanische Dollars." — Er ahnte nicht, daß er diesen Preis nicht für seine Freiheit, sondern für sein Leben bot.

Die beiden Soldaten flüsterten hastig miteinander, und schnell war ihr Entschluß gefaßt. Die Verhaftung des Weißen schien ihnen sowieso nicht geheuer, und wenn sie ihn gar noch erschossen, würden sie vielleicht später zur Rechenschaft gezogen werden. Sie nahmen also das gebotene Geld — für sie ein kleines Vermögen — und ließen Oliver frei. Dann zogen sie in einem Gebüsch ihre Uniformen aus, legten Gewehr, Seitengewehr und Patronentasche dazu, und im Laufschritt ging es aus der Stadt hinaus, den schützenden Bergen entgegen. — — —

Beim Abendessen erzählte Oliver von seinen Beobachtungen in der Stadt, doch nicht von seiner Verhaftung, weil er fürchtete, daß ihm sein Onkel wegen eines Fürwitzes Vorwürfe machen werde. Für seine Pläne mit Diana aber gedachte er dieses Abenteuer auszunützen, denn er hatte noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, sie zur Flucht überreden zu können.

*

Als Diane, deren Zorn gegen Oliver schon längst wieder verflogen war, nach elf Uhr die Tür ihres Zimmers leise öffnete, um in den Park hinabzuschleichen, hörte sie die Stimme des alten Tristan von der Halle heraufdringen. Sie stieg die Treppe hinunter und fand das ganze Hauspersonal, drei Jungen und drei Mädchen, um den alten Diener versammelt.

„Was ist denn los? — Weshalb geht ihr denn nicht schlafen?" fragte sie verwundert.

„Ah, Mademoiselle, es ist heute nacht nicht geheuer!" sagte der Alte und schüttelte warnend die erhobene Rechte. „Ich sage, es geht etwas vor in dieser Nacht!"

„Wieso? Hast du etwas gehört?"

„Ja und nein. Man munkelt allerlei."

„Aber was denn nur?" drängte Diane.

„Nichts Bestimmtes; aber es liegt etwas in der Luft. Es riecht nach Blut! Glauben Sie mir, Mademoiselle, ich spüre das! Ich bin ein alter Mann und habe schon viel mitgemacht."

„Laßt die da unten sich ruhig die Schädel einschlagen und geht zu Bett", riet Diane und zog sich wieder in ihr Zimmer zurück.

Sie trat ans Fenster und winkte nach der Laube hinüber. Ein leiser Pfiff zeigte ihr an, daß Oliver dort wartete. Sie atmete erleichtert auf; denn sie hatte Angst gehabt, daß er ihr noch böse sei. Eine Weile blieb sie am Fenster stehen. Dann sah sie im schwachen Schimmer des Mondlichtes, wie er aus der Laube trat und über das Gitter klettern wollte. Sie winkte ihm ängstlich ab, und er zog sich wieder zurück.

Von Zeit zu Zeit horchte Diane in die Halle hinab, ob der Weg zum Park jetzt frei sei, aber die Dienerschaft wich nicht. Diane überlegte, ob sie ein Machtwort sprechen und die Leute zu Bette schicken sollte; doch sie sagte sich, daß sie damit bei Tristan nur Verdacht erregen würde. Sie nahm also ihren Platz am Fenster wieder ein. —

So vergingen drei Stunden. Endlich, um zwei Uhr nachts, war es im Hause still geworden. Diane eilte in den Park und stand gleich darauf Oliver gegenüber am Gitter.

„Sag, bist du mir noch böse wegen meiner Heftigkeit heute morgen?"

„Nein, nein — wirklich nicht, Diane! Aber weshalb kommst du denn erst jetzt? Ich warte ja seit drei Stunden."

Diane berichtete von der Unruhe im Hause.

„Was gehen dich denn die Diener an?" unterbrach Oliver ungeduldig. „Ich dachte, jetzt, wo dein Vater und deine Brüder doch nicht im Hause sind, könntest du dir etwas mehr Freiheit nehmen."

„Nein, gar nicht. Wenn Tristan etwas merkte..."

„Du kannst ihm doch den Mund verbieten."

„Dann würde er es Papa erst recht erzählen. Er ist ihm treu ergeben und fühlt sich jetzt als sein Stellvertreter. — Aber komm, heb' mich über das Gitter! Es ist zu hell im Park. Wir setzen uns in die Laube, und ich bleibe so lange bei dir, wie du willst, — meinetwegen bis es anfängt hell zu werden."

Nun saßen sie zusammen in der dunklen Laube. Oliver hatte Diane wie ein Kind auf seine Knie genommen. Sie lehnte sich in seinen Arm, den Kopf an seine Schulter geschmiegt.

Halb entrüstet, halb spöttisch überlegen berichtete jetzt Oliver — ohne zu ahnen, in welcher Gefahr er geschwebt — von seinem Zusammentreffen mit Escandon, von seiner Verhaftung und wie er sich mit hundert Dollar losgekauft hatte.

Aber als Diane über den Schluß seiner Erzählung leise lachte, sagte er mit Wichtigkeit:

„Du hast gut lachen. Ist dir denn nicht klar, daß ich jetzt nicht mehr hier in Port au Prince bleiben kann? — Man würde mich morgen früh wieder verhaften. Ich muß also noch in dieser Nacht ausrücken. Und wenn du wirklich einen Funken von Liebe für mich hast, dann kommst du mit."

Da fuhr Diane wieder auf: „Ich habe dir gesagt, daß ich die Stadt nicht verlasse, so lange mein Vater und meine Brüder im Gefängnis sitzen. Und daß du fliehen müßtest, das ist Unsinn. Man wird nicht wagen, dich hier aus dem Hause zu holen. Und wenn du wirklich solche Angst davor hast, daß man dich mal für einen Tag einsperren könnte, dann gehst du eben in aller Frühe zu deiner Gesandtschaft und trägst die Sache vor. Man wird dann mit Sam sprechen, du wirst dich entschuldigen, und die Sache ist erledigt."

Oliver sah ein, daß er seine Behauptung, in Gefahr zu schweben, nicht aufrecht erhalten konnte: „Jedenfalls werde ich dann aber darauf dringen, daß Escandon einen Rüffel abbekommt!" Er versuchte, seine Beschämung unter einem energischen Ton zu verbergen.

„Da würde man dich nur auslachen, Oliver. Escandon hat doch nur seine Pflicht getan."

„Du verteidigst also noch diesen Nig... diesen brutalen Kerl? Auf jeden Fall werde ich aber dafür sorgen, daß Sam durch unseren Gesandten erfährt, wie er die beiden Soldaten, die mich in gutem Glauben haben passieren lassen, mißhandelt hat. Das ist ein Skandal und eine Schande."

Sofort geriet Diane wieder in Zorn: „Und wir pfeifen darauf, was dein Gesandter dazu sagt und was du darüber denkst, mein Lieber! Und wenn ein haitianischer General hundert haitianische Soldaten mit der Faust ins Gesicht schlägt, so ist das unsere Sache und nicht eure!"

„Das werden wir ja sehen! Vielleicht ist es dir noch nicht bekannt, daß im Hafen von Cap Haitien schon ein amerikanisches Kriegsschiff liegt, um im Notfall in diesem Lande Ordnung zu schaffen."

„Wir pfeifen auf euer Kriegsschiff!" zischte ihn Diane an.

Beide schwiegen eine Weile trotzig.

Dann sagte Diane versöhnlich: „Komm, Lieber, wir wollen diese Stunde, in der wir allein beisammen sind, doch nicht mit fruchtlosem Zank verschwenden. — Weißt du, daß ich über dein Renkontre mit Escandon eigentlich sehr froh bin? — Ich hatte nämlich geglaubt, er sei noch immer in Cap Haitien. Erst jetzt, durch deine Erzählung, habe ich erfahren, daß er wieder hier ist."

„Und weshalb freut dich das so?" fragte Oliver mißtrauisch.

„Weil ich morgen früh zu ihm hingehen und ihn bitten werde, daß er für Papas und Andrés und Josephs Entlassung sorgt. Er wird mir sicher die Bitte erfüllen, denn er hat mich sehr gern."

„Ich denke, du kennst ihn nur flüchtig?"

„Ja, aber ich habe doch gemerkt, daß er mich sehr gern hat."

„Du würdest also diesem Manne noch gute Worte geben, der mir gegenüber so rücksichtslos gewesen ist?"

„Was hat das mit deiner Angelegenheit zu schaffen? Soll ich deshalb unterlassen, für Papa zu tun, was in meinen Kräften steht? — Papa fühlt sich heute auch gar nicht wohl. Ich habe Angst, er könnte im Gefängnis krank werden."

„Woher weißt du denn etwas von ihm?"

„Tristan hat heute das Essen hingebracht und durch ein paar Gourdes Trinkgeld erreicht, ein paar Minuten mit Joseph sprechen zu dürfen. Joseph läßt dich übrigens bestens grüßen. Er für seine Person faßt die ganze Sache mehr von der heiteren Seite auf."

„Also du willst wirklich zu diesem Kerl — zu Escandon hingehen, Diane?"

„Selbstverständlich! — obwohl André und Papa sogar in dem Wahn sind, daß Escandon sie auf die Geiselliste habe

setzen lassen. Aber das ist natürlich Unsinn. Er hätte gar keinen Grund dazu und hat mich auch sicher viel zu gern, um mir so etwas anzutun; das fühle ich ganz genau."

Diesmal erwiderte Oliver Barring nichts. Daß sich sein helles Gesicht mit einer jähen Röte überzog, konnte Diane in der Dunkelheit nicht bemerken.

„Du sagst gar nichts — bist du böse auf mich?" fragte sie dann.

„Nein, nein, Liebling", flüsterte Oliver und zog sie fester an sich.

Ein Weilchen später verrieten ihre tiefen Atemzüge, daß sie in seinen Armen eingeschlafen war. Oliver lehnte seinen Kopf zurück gegen die Bretterwand und schloß, die Nähe des geliebten Mädchens tief genießend, die Augen. Bald war er in einen Zustand zwischen Schlafen und Wachen geraten, in dem ihm das Gefühl für die Zeit abhanden kam. —

(Fortsetzung folgt.)

Drei Menschen im Sturm.

Skizze von Hans Jacobsen-Kappeln.

Der kleine Hamburger Motorsegler „Anna Maria", Schiffer Jochen Kurrneis, mit Ölkuchen unterwegs von der Elbe nach Husum, arbeitete schwer gegen die über die Nordsee anrollenden Seen. Das Wetter war zu hart für das mit Last und Segeln überladene Schiff, und Jochen Kurrneis hätte gut daran getan, das Großsegel zu bergen.

Aber ihn drückten andere Sorgen. Denn er hatte vorhin seine Tochter Anna Maria, die ihn auf seinen Reisen begleitete, im Mannschaftslogis bei Peter Knust, dem Matrosen, überrascht. Nicht, daß er dabei Unziemliches beobachtet hätte, aber daß Anna Maria auf seine Frage, was sie dort treibe, antwortete: „Mit Peter über unsere Hochzeit sprechen" — das war zuviel.

Peter Knust, na ja, der fuhr schon ein halbes Dutzend Jahre bei ihm, hatte die Seefahrtschule besucht und das Schifferexamen gemacht, war auch ein ordentlicher Mensch, aber — nee, die Deern sollte einen Beamten oder sonst etwas Sicheres heiraten und nicht so einen Kerl, der es trotz Schifferpatent zu nichts gebracht.

Dieser Peter Knust kämpfte sich in diesem Augenblick durch das über Deck flutende Wasser heran an den Steuerstand und rief: „Wir können das Großsegel nicht mehr halten."

„Das geht dich gar nichts an, hier bin ich der Schipper", brüllte Jochen Kurrneis zurück. „Und heute abend in Husum kannst du abmustern. Ich will keinen Mann an Bord haben, der was mit meiner Tochter anfängt."

Peter Knust drehte sich um. „Rausschmeißen laß ich mich nicht", murmelte er. Verzweiflung — seiner sonst so starken Ruhe fremd — packte ihn an und drängte ihn zu wilder Tat. Und während das Schiff sich mit der Überlast der Segel abquälte und immer tiefer in die Schaumköpfe der Sturzseen wuchtete, ließ er das am Heck hängende Rettungsboot zu Wasser. Jochen Kurrneis, der ihn daran hindern wollte, erhielt einen betäubenden Schlag.

Steuerlos trieb das Schiff. Der Wind faßte es härter und drückte es weg, fast bis zum Kentern. Anna Maria, die (sinnend über die harten Worte ihres Vaters) in der Kajüte saß, schrak auf. Die klomm an Deck.

Niemand am Steuer? Wo ist Peter? Mit einem Sprung war sie am Steuerrad, wirbelnd drehte sie es und schob das Schiff in den Wind, um den Druck, der es in die brodelnde Tiefe drücken wollte, aus den Segeln zu nehmen. Da hob sich das Schiff.

Und nun? An der Reling lag, blutend aus Nase und Mund, ihr Vater. Und Peter?

„Peter! Peter!!"

Um Himmelswillen! Da sah sie: In Lee, weit in Lee, da tanzte das Rettungsboot über die Brecher. Peter hockte am Steuer. Er hatte den Mast aufgerichtet und Segel gesetzt. Aber jede Welle warf ihm schweres Wasser ins Boot. Eimer nach Eimer schöpfte er heraus — was half das? Anna Maria sah, daß er nur noch Minuten kämpfen würde, sie wußte, daß ein Augenblick Schwäche, eine Sekunde Unaufmerksamkeit Kentern des Bootes, Ertrinken ihres Peter bedeuten würde. Nein! Noch lief der Motor des Schiffes, dessen Steuer sie jetzt führte, noch hatte sie das Schiff in der Gewalt. Aber wer half ihr an den schweren Segeln, wenn sie nun vor den Wind ging, um das entschwindende Rettungsboot anzusteuern? Wer half ihr, wenn es nun auch für die „Anna Maria" auf Leben und Tod gehen würde?

Sie rüttelte ihren Vater. Dem Himmel sei Dank, er lebte, er schlug die Augen auf, er besann sich und sprang hoch mit leise geknurrtem Fluch.

„Fier' weg das Großsegel!" schrie die Tochter ihn an.

Was? Was? Er wollte etwas sagen. Aber die stahlharten grauen Augen Anna Marias befahlen. Er gehorchte. Das Segel kam herunter, der Druck des Sturmes fand weniger Widerstand und wurde weicher.

Anna Maria legte das Steuer herum und jagte vor Motor und Sturmsegel hinter dem über die Wellenkämme schwingenden Boote her. Ihr Vater stand neben ihr. Seine Hände krampften sich zusammen. Sein Mund öffnete sich zu Kommandos. Doch er schwieg. Anna Maria führte das Schiff.

Und am Steuer des ganz kleinen Bootes, das von den Seen geworfen wurde, saß ein Mann, der leben wollte. Aber der dennoch geschlagen wurde von jenem heimtückischen Brecher, der ihm in den Nacken sprang und ihn über Bord holte.

Aber was ist das? Spielt der Teufel mit ihm? Irgend etwas zieht ihn, zieht ihn dem Boote nach. Aber zugleich in die Tiefe. So sehr er sich auch zwingt, die Ruhe zu bewahren und schwimmend wieder hoch zukommen — nun muß er atmen und ein Strom Wasser füllt die Lunge . . .

. . . Anna Maria . . . liebe Anna Maria . . . Gott hat es nicht gewollt . . . vergiß nicht . . . deinen Peter . . .

Anna Maria, mit rasendem Motor in Luv an dem Boot vorbeisteuernd, sieht alles. Sie sieht, wie der Körper, in die Achterleine des Rettungsbootes verwickelt, unter Wasser mitgeschleift wird. Ihre Hände zwingen das Steuer, zwingen das Schiff, und es knallt aufschießend in den Brecher, der gerade das Boot angeht.

. . . und . . . und . . . und . . .

Wirklich: Jochen Kurrneis packt mit dem Bootshaken das Boot, er packt den treibenden Körper, und Peter Knust liegt an Deck der „Anna Maria".

Anna Maria pumpt seine Arme. Wasser quillt aus seinem Mund. Er schlägt die Augen auf.

„Vater", schreit Anna Maria, „er lebt!!"

„Bei dir und für dich, mein Deern", sagt Jochen Kurrneis und legt das Schiff wieder auf den richtigen Kurs.

Glück über den Sternen.

Skizze von Eva Gräfin von Baudissin.

„Da sind wir", sagte der Führer des Wagens, sprang ab und half Marianne beim Aussteigen. Sie dankte stumm. Das Gelände vor ihr war in weitem Umkreise abgezäunt. Mit hellen Augen stand das Fabrikgebäude an seinem Rande, um so dunkler schien der Platz, auf dem sich eine aufgeregte Menschenmenge bewegte. Und mitten aus den nächtlichen Schatten erhob sich ein groteskes Ungetüm, ein riesenhaftes verzerrtes Antlitz, dessen unterer Teil noch schlaff herabhing und vom Wind hin- und hergeschleudert wurde. Der Ballon — ihr Herz zog sich im Krampf zusammen! Aber mechanisch schritt sie weiter. In einer einfachen Halle stand Herbert und befahl die Unterbringung einiger Instrumente in die winzige silberne Kugel, die ihn und seinen Chef aufnehmen sollte. Sie sah in Gedanken Herberts strahlendes Antlitz noch einmal vor sich, als er ihr erzählte, daß die Wahl als Begleiter des Professors wirklich auf ihn gefallen sei.

„Hat meine Tochter die Einwilligung zu dieser Fahrt gegeben?" hatte ihre Mutter gefragt; und als das Paar vor ihr schwieg, hinzugesetzt: „Sie hätte ein Recht, Einspruch zu erheben."

„Aber sie wird es nicht tun", war sie unterbrochen worden. „Marianne und ich — wir bedürfen keiner Worte untereinander. Sie weiß, was mir meine Wissenschaft bedeutet, die uns auf diesen Weg geführt hat — da gibt es kein Halten und kein Zurück."

Ja, sie wußte es. Auch, daß eine Frau heutzutage wohl nicht mehr Leben und Schicksal eines Mannes ist. Er verließ sie, von einer höheren Stimme gerufen, und auch sie gehorchte jenem Unsichtbaren, an dessen Stärke sich ihre Liebe nicht messen durfte. Sie senkte auch jetzt den Kopf.

Und doch erkannte Herbert sie sofort unter den Zuschauern. „Du!" Er eilte auf sie zu und küßte sie vor aller Augen. Aber ihre Lippen schienen ihm kalt und leblos.

„Liebste du", flüsterte er, „hättest du doch lieber nicht kommen sollen?"

Ein Lächeln beruhigte ihn. Er — nein, er empfand nichts von ihrer lähmenden Angst, er hätte sie wohl kaum begriffen.

Bereitwilligst gab er den Fragenden Auskunft, und dann sagte er plötzlich in seiner unwiderstehlich liebenswürdigen Art: „Nun erlauben Sie wohl, meine Herrschaften, daß ich mich etwas um meine Arbeit kümmere, ich habe heut' nacht noch etwas vor." Alle lachten, mit kurzer Anweisung ließ er die Gondel auf ihrem kleinen Wagen ins Freie rollen.

Marianne schritt langsam hinter der Menge her, die sich zur Halle hinausdrängte. Einmal noch drehte sich Herbert zurück und winkte ihr mit der Hand, sie gab den Gruß zurück.

Der Ballon hatte die geheimnisvolle Form aufgegeben, er war prall und gewöhnlich geworden und schien mit seiner Füllung zu protzen. Im Handumdrehen wurde die silberne Kugel an ihm vertäut, und unversehens, ehe noch im dämmernden Morgengrauen die Photographen ihre Apparate richtig eingestellt hatten, stieg Herbert hinter seinem Professor eine winzige Leiter hinauf und verschwand mit ihm im Innern der Kugel. So unfeierlich, so unerwartet geschah dies Letzte, wie es sicher den beiden Gelehrten entsprach.

In diesem Augenblick schob der Ballonmeister Marianne zur Seite und gab Befehl, die Taue zu kappen. Und eh' sie noch fassen konnte, daß dort ihr Liebstes auf Erden auf die gefährlichste, unberechenbarste Fahrt in unbekannte Sphären hinauf sie verließ, war der Ballon wie ein auf Erlösung hoffender Vogel leicht und unbeschwert in die Höhe gestiegen, stieß fast gegen die Vorderwand der Fabrik, was allen Zuschauern einen Schrei entlockte, und flog mit immer wachsender Geschwindigkeit in den sich rötlich färbenden Äther. Die ersten Sonnenstrahlen erhaschten ihn und machten aus der Silberkugel eine rotgoldene Flamme, die als Fanal der Freude in der hellen Luft stand.

Marianne folgte der Fahrtrichtung. Sie kehrte dabei in die alte Stadt zurück, deren Bewohner sich an Fenstern und Türen gesammelt hatten, um entzückt der roten Flamme am Morgenhimmel zuzuschauen. Niemand kannte das einsame Mädchen, und unbekümmert sprach man vom Schicksal der beiden Forscher: ob sie überhaupt noch lebten, ob der Ballon auf die Erde zurückkehren und sich je eine Spur von ihm finden würde . . .

Aber diese Bedenken schreckten sie nicht. Ein Anderes, das sie für überwunden und mit ruhiger Überlegung meinte entwurzelt zu haben, war, alles überwuchernd, in ihr von neuem erwacht: der Zweifel an Herberts Liebe! Rechnete er ihren Besitz so gering, daß er innerlich auf sie verzichtet hatte, noch ehe sie ihm gehörte? War sie nur die Frau, die bei einer glücklichen Heimkehr sein Haus führen, die Mutter seiner Kinder werden sollte? „Bin ich ihm nichts, muß ich immer und ewig hinter seiner Wissenschaft zurückstehen?"

Dann schämte sie sich. Durfte sie an ihre Wünsche, an ihre Liebe denken, während sein Leben in äußerster Gefahr schwebte? Ach, sie war nur ein Mensch. Als der Zug sie in die Heimat zurücktrug, verbarg sie Gesicht und Augen, denn mitleidige Blicke wären ein Hohn gewesen. Sie bangte ja nicht um ihn, sie bangte um seine Liebe.

Ein qualvoller Tag, eine furchtbare Nacht vergingen. Marianne sprach nicht, sie grübelte. War sie stark genug, die Frau eines Mannes zu werden, der sie opferte? Nein, sie bestand diese Probe auf ihre Widerstandsfähigkeit nicht, und wenn er zurückkam, mußte sie ihm die Wahrheit gestehen . . .

Mittags rief ihre Mutter sie aus ihrem Sinnen, und aus dem geheimnisvollen Wunder des Fernsprechers drang die Gewißheit an ihr Ohr, daß die beiden Forscher glücklich gelandet seien.

„Marianne, Kind!" Die Mutter zog sie in ihre Arme.

Und mit einem Schlage waren alle Bedenken, Zweifel, Beschlüsse versunken: Und wenn sich immer und immer wieder die Qualen dieser Tage wiederholten, sie konnte sie ertragen! Nichts lieb in ihr als die unfaßbare, selige Freude seiner Rettung.

„Ich fahre ihn entgegen, Mutter", sagte sie rasch „Er ist mein, und ich bin sein."



Ernsthafte Pläne einer Mondreise.

Der amerikanische Professor A. Conrad, der den Lehrstuhl für Mathematik an der Schiffsakademie in Newyork innehat, beschäftigt sich ernsthaft mit dem Problem der Raumschiffahrt nach dem Mond. Er hat ausführliche Pläne und Berechnungen aufgestellt und erklärt jetzt, daß die Reise zwar in die Tat umzusetzen sei, daß sie sich aber ein wenig teuer stellen würde. Sie würde nämlich die wahrhaft astronomische Summe von rund 150 Millionen Mark kosten. Professor Conrad hält die erste Etappe, die Durchquerung der Erdatmosphäre, für den schwierigsten Teil seiner Mondreise. Wenn man erst einmal in der Stratosphäre angelangt sei, erklärt er, so würde das Raumschiff mit der Schnelligkeit eines Blitzes sein Ziel erreichen. Nach einer kleinen Rundfahrt um den Mond würde es dann zur Erde zurückkehren. Die Rückreise hält der Mathematikprofessor für wesentlich einfacher, da dann die Wirkung der Schwerkraft der Erde einsetzt. Ein paar tausend Meter über der Erdoberfläche müßten die Mondfahrer dann mit dem Fallschirm abspringen. Als Treibstoff für sein Mondschiff schlägt Professor Conrad ein von ihm selbst zusammengesetztes Gemisch aus Alkohol und Oxygen vor. Der amerikanische Gelehrte wehrt sich energisch gegen alle Angriffe von Skeptikern, die an die Verwirklichung dieser kühnen interplanetarischen Reise nicht glauben wollen. Er weist immer wieder darauf hin, daß fast jeder große Erfinder zu Anfang ungläubig belächelt würde. Er ist sogar überzeugt davon, daß unsere Enkel und Urenkel eine Mondreise als die natürlichste Sache der Welt ansehen . . .



Unvorsichtig.



„Wen mögen Sie denn besser leiden von uns, Fräulein Mimi, mich oder Willy?"

„Nein, das darf ich nicht sagen, dann ist mir Willy sicher böse!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.